Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 5

Artikel: Vor hundert Jahren [Fortsetzung]
Autor: Büchi, J.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664151

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nachdruck verboten.

Vor hundert Jahren.

Von J. H. Büchi.

(Fortsetzung.)

Mit feiger Nachgibigkeit hatte die Schweiz bis dahin Pruntrut preisgegeben und Genf geräumt. Doch umsonst! Denn nachdem im Januar 1793 das Haupt Ludwigs XVI. gefallen und der Krieg an England, Holland und Spanien erklärt war, wurde auch ein Angriffsplan gegen die Schweiz vorgelegt. Daß dieser Plan nicht zur Ausführung gelangte, ist wohl hauptsächlich den Bemühungen des französischen Gesandten Barthélemy zu verdanken. Dieser treffliche Mann ließ es sich recht angelegen sein, das gute Verhältnis zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft zu erhalten. Trotzdem wurde ein Antrag von Zürich und Bern auf Wiederaufnahme des offiziellen Verkehrs mit dem französischen Botschafter von der Mehrzahl der katholischen Stände zurückgewiesen.

Alle diese Wirren und Stürme im Nachbarlande vermochten nicht, den schweizerischen Staatslenkern die Augen zu öffnen und sie von der Notwendigkeit innerer Reformen zu überzeugen; alles blieb beim Alten. Mit Mühe konnte die Grenzbesetzung aufrecht erhalten werden, die katholischen Orte wollten ihre Kontingente nicht liefern, und jeder Stand dachte nur an sich. Besonders war Bern bestrebt, sich innerlich zu stärken und die Treue des Volkes zu bewahren. Es gab einige 1792 verurteilte Waadtländer frei, redete von Angehörigen statt von Untertanen, nahm Edelleute aus der Waadt und Leute aus Murten ins Bürgerrecht auf, versprach Verbesserung des Zivilprozesses und errichtete im Winter 1793 Magazine, um eine Armee von 40,000 Mann einen Monat lang verpflegen zu können. Nichts Aehnliches geschah im Vororte der Eidgenossenschaft, in Zürich; da war immer noch „Beschränkung der Rechte der Regierten und Ausdehnung der Regentenbefugnisse die große Staatsmaxime." Noch fünf Jahre nach Ausbruch der Revolution glaubten da die weisen Regenten jene Volksbewegung am Zürichsee, die auf Wiedergewinnung alter Rechte und Freiheiten des Volkes abzielte, durch Anwendung brutaler Gewalt zum Stehen zu bringen; sie riefen aber dadurch blos eine unheimliche Spannung zwischen Stadt und Land hervor, die es uns allein begreiflich macht, daß das Zürchervolk, bei aller Erbitterung über die Einmischung einer fremden Macht, mit so erschreckender Ruhe der Zertrümmerung der alten Eidgenossenschaft untätig zusah.

So lange der 1793 begonnene Krieg einen für Frankreich nicht eben günstigen Verlauf nahm, war das Verhältnis dieses Staates zu der neu-

Freudvoll und leidvoll.

Nach einem Gemälde von Meyerheim.

Mit Genehmigung der photographischen Gesellschaft in Berlin.

tralen Eidgenossenschaft ein erträgliches, nachdem aber im Jahre 1795 Preußen und Spanien den Kampf aufgegeben und im Frieden zu Basel die fränkische Republik anerkannt hatten, nachdem die Ostgrenze Frankreichs an den Rhein vorgeschoben und dieses dadurch auf den Pfad der Eroberungen gedrängt worden war, änderte sich die Sachlage. Bis dahin hatte die Eidgenossenschaft die staatliche Neuordnung in Frankreich noch nicht anerkannt. Erst im Mai 1796 konnte nach einer energischen Aufforderung des französischen Botschafters, mit dem schon ein Jahr vorher der amtliche Verkehr wieder aufgenommen worden war, das Anerkennungsschreiben im Namen aller dreizehn Orte abgegeben werden. Wenn auch dadurch freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Staaten hergestellt schienen, so zeigte sich der große Nachbar doch stets sehr reizbar und glaubte fortwährenden Anlaß zu Klagen gegen die Schweiz zu haben, sei es wegen mangelhafter Handhabung der Neutralität, sei es wegen der „Emigranten", jener vor den Schrecken der Revolution aus Frankreich Geflohenen, deren Zahl im Laufe der Jahre ins dritte Tausend gestiegen war. Auch in dieser Emigrantenfrage legten die Lenker der alten Eidgenossenschaft eine feige Nachgiebigkeit an den Tag. So wie sie ein paar Jahre früher die Verletzung des Staatsgebietes nicht zu verhindern vermocht hatten, so waren sie jetzt nicht im Stande, die nationale Souveränität aufrecht zu erhalten; denn sie gaben sich auf das Drängen Frankreichs schließlich dazu her, die Flüchtlinge mit großer Rücksichtslosigkeit auszuweisen.

Im Mai des Jahres 1797 erwachten in unserm Lande freudige Hoffnungen auf eine friedliche Zukunft. Da traten nämlich in die oberste vollziehende Behörde der fränkischen Republik, das Direktorium, zwei Männer ein, die bis dahin der Schweiz gegenüber stets eine freundliche Gesinnung gezeigt hatten, es sind Barthélemy, der französische Botschafter in der Schweiz und Carnot. Doch die frohen Erwartungen sollten nicht in Erfüllung gehen, denn schon am 4. September des gleichen Jahres wurden die beiden trefflichen Männer gewaltsam gestürzt, und an ihrer Stelle gelangte ein Mann von unbeugsamem Willen, großer Rücksichtslosigkeit und Härte zu allmächtigem Einfluß im Direktorium. Es war der Elsäßer Reubel, ein persönlicher Feind Berns! Diesem Mann war es weniger um den Sturz der Aristokratie und die Wiederherstellung der demokratisch-republikanischen Staatsform in der Schweiz, als vielmehr um die gefüllten Staatskassen und Zeughäuser zu tun. Unter dem Vorwande der Befreiung des Volkes, sollte unser Land erobert, ausgeplündert und Frankreich dienstbar gemacht werden! Die Eröffnung des „diplomatischen" Feldzuges ließ nicht lange auf sich warten. Wenige Tage nach dem Staatsstreich, dem die vorhin erwähnten Direktoren zum Opfer fielen,

erschien ein gewisser „Bürger Mengaud" als Kommissär des französischen Direktoriums in Basel, um gegen die von dieser Stadt ausgehende Verbreitung falschen französischen Papiergeldes eine Untersuchung einzuleiten. Schon am 7. Oktober verlangte der durch unsaubere Wühlereien in Holland berüchtigte Kerl in unverschämter Weise zu Bern die Wegweisung des englischen Gesandten Wickham aus der Schweiz. Maßvoll betonte der Vorort Zürich dieser frechen Forderung gegenüber, daß der Schweiz als souveränem Staat das Recht zustehe, nach ihrem Belieben Gesandte fremder Staaten aufzunehmen. Glücklicherweise half der englische Botschafter durch freiwilligen Wegzug der Eidgenossenschaft aus der Verlegenheit; aber nun verlangte das französische Direktorium die rücksichtslose Ausweisung sämtlicher Emigranten aus der Schweiz. Die Regenten der einzelnen Orte willfahrten diesem Begehren wie zitternde Greise. Noch wäre es vielleicht möglich gewesen, durch innere Reformen der Gefahr von außen zu begegnen, an wohlgemeinten Ratschlägen fehlte es wahrlich nicht, allein sie verhallten im Winde, ja ein Berner Aristokrat meinte, diese Ratschläge befolgen hieße sich selber hängen, um nicht gehängt zu werden.

Unterdessen hatte der junge französische General Napoleon Bonaparte in einem glänzenden Siegeslauf Oberitalien durchzogen und aus einem Teil des eroberten Gebietes (Lombardei, Brescia, Bergamo, Modena, Ferrara, Bologna, Romagna) einen neuen Staat, die cisalpinische Republik, gebildet. Es entstand ernstlich Gefahr für die ennetbirgischen Vogteien (Tessin), dies um so mehr, als die dort regierenden Landvögte durchaus nicht imstande waren, fremde Angriffe energisch abzuwehren. Trotz dieser bedenklichen Tatsache konnte auf der Tagsatzung in Frauenfeld ein Abgeordneter nicht umhin, beim eidgenössischen Gruß die Worte auszusprechen: „Das gemeinsame Vaterland ist wie eine auf festem Felsen erbaute Stadt, die gleich der Burg Davids allen Stürmen Trotz bietet." Statt energische militärische Maßregeln zum Schutze der gefährdeten Südgrenze zu ergreifen, begnügte man sich mit der Absendung einer Repräsentation, der die Aufgabe überbunden war, die Oberkommandanten der kriegführenden Parteien über den Begriff Neutralität aufzuklären. Führwahr ein harmloses Mittel zur Grenzverteidigung, und doch blieb ein gewisser Erfolg nicht aus, indem die französischen Oberkommandanten die Geneigtheit aussprachen, alles zu tun, was dazu geeignet sei, das gute Einvernehmen zwischen der Schweiz und der fränkischen Republik zu erhalten. Immerhin fehlte es von Seiten der Cisalpiner nicht an Anstrengungen, die eidgenössischen Untertanen zum Abfall von der Schweiz und Anschluß an die neue Republik zu bewegen, als aber zu diesem Zwecke bei Chiasso ein bewaffneter Einfall in Scene gesetzt wurde, erging der Landsturm, das

Volk bewaffnete sich und trieb die Eindringlinge zurück. Nicht die Wehrhaftigkeit unseres alten Staates, noch auch die diplomatische Kunst seiner Lenker hat den Tessin der Schweiz erhalten, sondern einzig die gut eidgenössische Gesinnung des Volkes im südlichen Landesteil. Nur die Vogtei Mendrisio war einige Monate lang cisalpinisch.

Weniger Anhänglichkeit gegenüber dem bisherigen Staatsverbande zeigten die Untertanen der drei Bünde im Veltlin. Hier hatte die korrumpirte Wirtschaft der Bündner und der religiöse Gegensatz zwischen Herrschenden und Regierten im Laufe der Zeit eine Kluft geschaffen, die nicht einmal durch die Freigabe des Untertanenlandes und Aufnahme desselben als vierten Bund in den rätischen Freistaat ausgefüllt werden konnte. Die Veltliner verlangten Anschluß an den cisalpinischen Staat und Bonaparte unterstützte ihr Begehren. Dem Abfall folgte noch die Konfiskation allen bündnerischen Privateigentums, das sich auf sechs bis acht Millionen Franken belief. So ging das schöne Tal ohne Schwertstreich verloren! Am 17. Oktober 1797 kam der Friede zu Campo Formio, der die cisalpinische Republik anerkannte, zum Abschluß und damit hatte auch der große Krieg der verbündeten Mächte gegen Frankreich sein Ende erreicht. Dadurch erhielt das französische Direktorium freie Hand und konnte nun, ohne die Einmischung einer fremden Macht befürchten zu müssen, ernstlich an die Ausführung seiner Anschläge gegen die Schweiz, die jetzt allein dastand, denken.

Aus Italien war Bonaparte über Turin und die Alpen nach Genf geeilt, wo man ihn mit Kanonendonner empfing. Von hier aus führte er, einem unheimlichen Dämon gleich, seine berüchtigte Reise durch die Westschweiz aus, um nach Rastatt zu gelangen. Die Art und Weise, wie dieser gewalttätige Mann, wenige Wochen nachdem er der Schweiz eine schöne Provinz entrissen hatte, von Volk und Behörden empfangen wurde oder werden sollte, liefert einen deutlichen Beweis dafür, daß in unserem Lande auch die letzte Spur von nationalem Ehrgefühl verschwunden war.

Bei seiner Durchreise durch Basel hatte Napoleon in dieser Stadt die Hoffnung auf Gewinnung des Fricktales, das durch den vorhin erwähnten Frieden von Campo Formio von Oesterreich an Frankreich abgetreten worden war, erweckt. Wenige Tage nachher reiste der Basler Obristzunftmeister Peter Ochs nach Paris, um über die Abtretung des erwähnten Tales zu unterhandeln. Peter Ochs, ein für unser altes Staatswesen verhängnisvoller Mann, war der zu Nantes in Frankreich geborene Sohn eines reichen Hamburger Kaufmannes. Geistige Tüchtigkeit, juristische Bildung und großer Reichtum verhalfen dem über die Maßen ehrgeizigen Manne zur höchsten Amtsstelle, welche die Republik Basel zu

vergeben hatte. Deswegen war er aber in seinem Denken und Fühlen nichts weniger als ein Schweizer, all' seine Sympathien wandte er der fränkischen Republik, deren leitende Persönlichkeiten er genau kannte, und den revolutionären Ideen zu, und die Zerstörung der ihm verhaßten staatlichen und militärischen Einrichtungen der alten Eidgenossenschaft erschien ihm als Notwendigkeit. Darum benützte er seinen Aufenthalt in Paris vornehmlich auch dazu, in Verbindung mit Bonaparte und Reubel an der Revolutionirung und Unterjochung der Schweiz zu arbeiten. Der vierte im Bunde war der von glühendem Hasse gegen Bern erfüllte Waadtländer Friedrich Cäsar Laharpe, der in denselben Tagen der französischen Regierung eine Bittschrift einreichte, in welcher er sie zur Wiederherstellung der politischen Rechte und Freiheiten der Waadt aufforderte. Unter den verschiedenen Motiven, welche diese vier Männer zu vereinigtem Handeln zusammenführten, spielen persönliche Rachsucht, Ehrgeiz und Eigennutz jedenfalls eine größere Rolle als Freiheitsliebe. Nicht das war ja zu beklagen, daß die unhaltbaren Zustände in der alten Eidgenossenschaft verschwinden sollten, aber daß man sich nicht scheute, zu deren Beseitigung das gemeine Mittel einer fremden Invasion in Anwendung zu bringen, das war ein Unglück. Der Plan zu Frankreichs feindseligem Vorgehen gegenüber der Eidgenossenschaft war von Peter Ochs entworfen. Er empfahl dem Direktorium, Frankreichs „unbestreitbaren Rechte" auf das Münstertal, Erguel und Biel geltend zu machen, auf die ehemaligen Besitzungen des Bistums Basel in Stadt und Kanton Basel Anspruch zu erheben, die Garantie der Freiheiten des Waadtlandes zu übernehmen, durch Agenten revolutionäre Schriften unter das Volk werfen und allen schweizerischen Regierungen erklären zu lassen, daß Frankreich diejenigen, welche an der Verbesserung der Zustände des Vaterlandes arbeiten, in seinen Schutz nehme.

Schon am 13. Dezember 1797 teilte der französische Geschäftsträger dem Vorort Zürich mit, daß gemäß dem Frieden von Campo Formio, durch den alle Rechte des ehemaligen Bischofs von Basel an Frankreich übergegangen seien, das Münstertal, das Erguel und Biel binnen wenigen Tagen besetzt werden. Parallel dieser Mitteilung ging eine Erklärung an alle eidgenössischen Stände, daß die fränkische Republik stets alle Kräfte aufbieten werde, die schweizerische Neutralität aufrecht zu erhalten und mit dem Schweizervolke in Frieden und Freundschaft zu leben! Am 14. Dez. besetzte der General Gouvion de St. Cyr wirklich das Münstertal und am 15. das Erguel mit 1700 Mann, deren äußerste Posten nur fünf Stunden von Bern entfernt standen und hart an der bernischen Grenze gegenüber Büren einen Freiheitsbaum aufpflanzten.

Biel erfreute sich noch für die kurze Zeit von zwei Monaten etwelcher Selbständigkeit, erhielt aber schon am 16. Dezember einen französischen Maire. „Diese Besitznahme hat mich mit Freude erfüllt," so schrieb Peter Ochs eine Woche später an Bonaparte. Die Besetzung der schweizerischen Teile des Bistums Basel war tatsächlich eine Verletzung der Neutralität. Wohl stellte Bern Truppen ins Feld und bat um eidgenössischen Zuzug; aber die Regierung selbst war zu schwach, die Kriegslust des eigenen Volkes zu benutzen, ja sie gestattete in feiger Nachgiebigkeit den Franzosen den Durchzug durch bernisches Gebiet, um ihnen die Besetzung von Neuenstadt am obern Bielersee zu ermöglichen und zog nach und nach die Truppen wieder zurück, während Frankreich die seinigen fortwährend verstärkte. (Schluß folgt.)

Elternhaus und Schule.

Durch Veranstaltung eines Vortrages, der von herrlichen Gesangsproduktionen des Männerchors Zürich umrahmt wurde, feierte die Pestalozzigesellschaft auch dies Jahr wieder den 12. Januar als Geburtstag des Mannes, nach dem sie sich nennt, und in dessen Geist sie zu wirken bestrebt ist. Gewiß war es in Pestalozzis Sinne, daß der Vortragende, Herr Sekundarlehrer Weiß, es versuchte, engere Bande zu knüpfen zwischen jenen beiden Stätten, die dem Volkserzieher vor allem am Herzen liegen: Elternhaus und Schule.

Eng gehören die beiden zusammen, denn nur, wenn am einen Ort der Same geschont und gepflegt wird, den der andre säet, wenn beide sich gegen wucherndes Unkraut verbinden, nur dann kann dieser Same in der Seele des Kindes aufgehen, gedeihen und Frucht tragen zum Segen der Menschenkinder, der Familie und des Staates, dem es angehört.

Wie soll man aber zusammenwirken können, wenn man, wie es besonders bei Stadtverhältnissen der Fall, sich gar nicht kennt, gar keinen Versuch macht, einander kennen zu lernen?

Wie schade, daß die Eltern so selten, in den höhern Schulstufen fast gar nicht mehr, die kleine Scheu überwinden und sich entschließen, ihre Kleinen auch einmal in der Schule aufzusuchen, zu sehen, wie sie sich da etwa anstellen — oft ganz anders als es daheim vermutet wird. — Jeder vernünftige Lehrer kann sich über dies Zeichen des Anteils nur freuen. Und die Eltern muß es doch wahrlich interessiren, eine Anschauung von dem Orte zu bekommen, wo ihr kleiner Liebling Tag für Tag hin-